

„Ich bin ein Mensch, der kämpft – vom ersten Tag an!“



Tom kippte plötzlich auf der Arbeit um und landete im Krankenhaus. Dort erfuhr er, dass er HIV-positiv ist. Einige Monate später klärte er seine Kollegen in der Gärtnerei auf, warum er so lange krank gewesen war – alle auf einmal.

Tom ist 44 und arbeitet seit 22 Jahren in einer großen Münchener Gärtnerei. Er hat in dem familiär geführten Betrieb eine Führungsposition inne. Nach seiner schweren Erkrankung hat sich sein Gesundheitszustand wieder deutlich verbessert.

Macht dir deine Arbeit eigentlich Spaß?

Ja, sehr! Das ist mein Hobby und mein Traumberuf zugleich. Meine Gärtnerei ist meine zweite Familie, mein zweites Zuhause, eine eigene Welt. Wir haben einen Stamm von ungefähr zehn Leuten, und davon bin ich am zweitlängsten dabei. Es ist schon

interessant zu sehen, was für eine Entwicklung die Firma durchmacht. Früher waren wir vierzig Leute, heute sind wir nur noch dreißig, und mit denen müssen wir mehr schaffen als damals mit vierzig. Und durch die Technik und dieses ganze Faxen, durch E-Mails und Computer ist es wesentlich schneller geworden.

Und wie ist euer Betriebsklima?

Es ist sehr viel mit Sympathie füreinander verbunden. Also, wenn ein Mensch einem unsympathisch ist, dann ist immer so 'ne Skepsis im Hintergrund. Dann denke ich zum Beispiel als Chef: Macht er's richtig? Macht er's nicht richtig? Kann ich dem vertrauen? Es gibt gewisse Leute, die sehr großes Vertrauen und Ansehen in der Firma haben, und es gibt Leute, die sind seit fünf Jahren da und haben immer noch nicht gecheckt, dass sie auch selbstständig arbeiten können, wenn sie wollen. Die brauchen immer jemanden, der ihnen in den Hintern tritt. Wir haben sechs, sieben Leute, die ihr Revier haben, und diese Revierleiter haben ihre Männer, ihre Arbeiter unter sich. Und ich bin halt mehr oder weniger der Mann ganz oben, ich muss zum Beispiel die ganzen Leute einteilen.

Also bist du eine Führungskraft?

Ja, und das ist manchmal nicht einfach, so einen Mittelweg zwischen Chef und Angestellten zu finden, wenn's Probleme gibt. Aber die gibt es sehr selten, weil es eine private Firma ist, und da werden die Konflikte meistens gleich an Ort und Stelle angesprochen und sofort bewältigt. Der Chef ist ein Meister des gefühllosen Rüberbringens. Der sagt was, und dann überlegt er erst, was er gesagt hat. So kann er auch viel verkehrt machen, das merkt er aber erst hinterher. Ich weiß mittlerweile, wie ich ihn nehmen muss, aber es gibt Leute, die können nicht einschätzen, ob es nun Ernst war oder Spaß. Die kommen dann zu mir und heulen sich aus, und ich übersetze ihnen das. Ich bin dann der Psychologe, der Betriebsrat, der Mann für alle Fälle. Ob's private oder geschäftliche Probleme gibt, ich bin immer da, wenn's brennt, auch wenn es bei der Geschäftsleitung irgendwo brennt.

Wie ist denn dein Verhältnis zu deinem Chef?

Früher, vor zehn Jahren, bin ich mit dem Seniorchef auf Geschäftsreise gefahren, was sie jetzt mit dem Juniorchef machen. Aber die sehen mich immer noch als Sohn an, nicht als Angestellten. Weil ich bei den Lieferanten auch immer als Sohn deklariert wurde. Wenn ich angekommen bin,

hat immer jemand gesagt, dass ich der Sohn bin. Und ich hab dann zwei, drei Mal „Nein“ gesagt, aber am Schluss hab ich dann selber gesagt: „Ich bin der Sohn.“ Das ist halt so ein privates Verhältnis zwischen Chef und Angestellten. Aber da gibt's auch Hierarchien, zwar nicht direkt, aber indirekt. Man hat schon Respekt vorm Chef. Er mag auch die direkte Konfrontation, also nicht das Hintenrum-Geschleiche. Es ist halt ein familiärer Betrieb.

Ein familiärer Betrieb oder eine Familie?

Ich würde sagen: beides. Du fühlst dich da wie in einer Familie. Auch wenn Betriebsfeste stattfinden, ist es fast wie eine Familienfeier. Und wenn ich aufs Firmengelände fahre, dann fahr ich durchs Tor und bin in einer ganz anderen Sphäre. Ich komme mit den ganzen Leuten sehr gut zurecht. Man macht auch mal privat was, was sonst ja auch nicht so die Regel ist. Oder man kann auch mal zwei, drei Minuten oder auch mal 'ne Stunde mit dem Chef im Büro ratschen, ohne dass gleich jemand sagt: „Du musst jetzt mal arbeiten, das ist mein Geld, das du gerade nicht verdienst.“ Das ist ein offenes und auch schönes und lockeres Verhältnis. Ich stehe in der Früh nicht mit einem Druck in der

Magengegend auf, sondern ich freue mich immer!

Gibt es denn in dieser „Familie“ eine Vorstellung davon, wie man als Mensch zu sein hat, damit man da reinpasst?

Nein, jeder kann so sein, wie er möchte. Wir haben auch ein paar „Exoten“ in der Firma, zum Beispiel einen, der ist halt auch schwul. Der ist zwar nach außen ein kerniger, gut aussehender, muskulöser Mann – wirklich sehr maskulin –, aber er kehrt manchmal seine feminine Seite raus und sagt dann zum Chef auch mal „Schatzilein“. Am Anfang ist der Chef dann rot geworden, aber mittlerweile nennen sie sich gegenseitig „Schatzilein“. Also, wir können so sein, wie wir sind. Die meisten verstehen sich, und wenn mal irgendwas schiefgehen sollte oder es ist irgendwie nicht dein Tag, dann merken der Chef und die Angestellten das auch. Wenn ich nicht gut drauf bin, dann lassen mich die Kollegen in Ruhe. Es kommt der nächste Tag, und dann ist es wieder besser.

Deine Kollegen wissen also, dass du schwul bist?

Ja, das ist das Schöne hier. Du brauchst dich nicht zu verändern, nicht zu verstellen, sondern du bist halt schwul. Das ist ja auch eine Sache, die gehört in eine Firma gar nicht

rein – schwul oder nicht schwul. Wir haben eine Lesbe in der Firma und mit mir zwei Schwule, und das ist ein ganz entspanntes Verhältnis zwischen uns und den Arbeitskollegen.

War das von Anfang an so einfach?

Ich war der erste Schwule, und hab mich am Anfang nicht geoutet. Die ersten zwei, drei Jahre habe ich ein bisschen geheim gelebt. Und als ich meinen Freund kennengelernt habe, da hab ich ihn mit auf 'ne Betriebsfeier genommen. Da hat sich keiner getraut zu fragen, ob das jetzt *mein* Freund ist oder nur *ein* Freund. Ich hab nichts gesagt, aber er war da, und das war okay. Und dann hat es sich so ergeben, dass ich mich mehr oder weniger geoutet habe, das war 1995, 1996, als ich meine HIV-Diagnose bekommen habe.

Wie hast du deine Diagnose bekommen?

Ich habe bei der Arbeit unter dauernden Kopfschmerzen gelitten und bin zum Hausarzt gegangen. Der hat mir irgendwelche Kopfschmerztabletten aufgeschrieben, extreme Hämmer. Ich hatte nie einen HIV-Test gemacht. Dann bin ich in der Firma umgekippt, durch die Schmerzen, und ins Krankenhaus eingeliefert worden. Dort haben sie einen HIV-Test gemacht, und da war es halt sicher: positiv. Das

war 'ne Toxoplasmose¹, und die haben mich dann in ein anderes Krankenhaus überwiesen. Da hab ich drei Monate gelegen. Das war ein ziemlicher Schritt: HIV, Toxoplasmose, Aids, vielleicht Endstadium, vielleicht auch nicht? Ich war mehr oder weniger nicht ansprechbar, weil mein Sprachzentrum angegriffen war. Ich musste mit einem Logopäden wieder neu anfangen zu sprechen. Und mein Gleichgewicht – ich bin nur noch ständig umgefallen, wenn ich mal Ausgang hatte mit der Infusion, und ich hab fast nur noch gelegen. Als ich mit den Medikamenten angefangen habe, ging es mir dann wieder besser. Ich hab die gut vertragen und sie haben super angeschlagen.

Und wie haben deine Kollegen reagiert?

Das war schwierig. Wie bringst du es dem Chef, wie bringst du es den Arbeitskollegen bei? Sagst du irgendwas in der Firma? Ich hab erst was von irgendwelchen Zecken erzählt. Die Kollegen haben mich ja auch besucht im Krankenhaus, das hat drei Monate gedauert, bevor ich wieder einiger-

¹ Eine Toxoplasmose ist eine Infektionskrankheit, die vor allem bei Immungeschwächten auftritt. Der Erreger wird meistens über nicht durchgegartes Fleisch übertragen und verbreitet sich besonders im Gehirn. Erste Symptome sind Kopfschmerzen und Fieber. Später können Benommenheit, Verhaltensänderungen, Lähmungserscheinungen sowie Sprach-, Seh- und Hörstörungen auftreten.

maßen auf dem Damm war. Aber die haben alle zu mir gehalten und den Arbeitsplatz freigehalten. Und dann hab ich den Arbeitskollegen und dem Chef gesagt, was Sache ist.

Wie bist du zu dieser Entscheidung gelangt?

Ich habe gleich am ersten Tag wieder von morgens sieben bis abends sechs gearbeitet. Zwar ein bisschen auf Sparflamme, noch nicht so heftig wie am Anfang, aber ich habe die ersten Tage gleich wieder normal gearbeitet. Und das hat mich innerhalb von zwei, drei Wochen wieder auf das Niveau gebracht, wo ich vorher gewesen war. Ich habe zwar immer noch 'ne Sprachstörung gehabt – ich habe leise gesprochen, manchmal auch undeutlich –, aber das hat sich mittlerweile so ein bisschen normalisiert. Damals musste ich noch alle zwei Wochen zur Infusion, und da musste ich dem Chef sagen, warum, das war ich ihm schuldig. Da hab ich ihm halt gesagt, dass ich HIV-positiv bin. Und dass es schon Aids gewesen war, was ich hatte. Ein erster Ausbruch. Und er war mehr oder weniger ... ja, nicht geschockt, aber ihm blieb ein bisschen die Luft weg. Der lebt halt in einer anderen Welt, und da passen halt so fremde Sachen wie HIV und Aids nicht rein. Damit werden sie nie konfrontiert, aber jetzt wurden sie mal konfron-

tiert! Das Gute war aber, dass sie schon mal einen Arbeitskollegen eingestellt hatten, bei dem sie wussten, dass er positiv ist. Und das hat man ihm auch angesehen, weil er diese Fettumverteilung hatte. Der hat aber nur zwei Jahre bei uns gearbeitet, weil er dann gestorben ist.

War deine eigene Krankheit auch deine erste Erfahrung mit HIV und Aids?

Ja, die erste, die ich mitgemacht habe. Und da wurden auch die Kollegen zum ersten Mal konfrontiert mit dem Thema. Ich hab es dann jedem meiner Arbeitskollegen gesagt. Ich fühlte mich verpflichtet, es jedem zu sagen! Weil – ich hatte mal einen Fall, da ist mir eine Mistgabel auf den Kopf gefallen. Ich bin blutüberströmt ins Büro gelaufen, und einige wollten mit dem blanken Finger das Blut wegwischen. Da hab ich gesagt: „Bleibt mir vom Leib!“ Und dann hab ich ihnen gesagt, wie sie mich anfassen sollen.

Du fühlst dich für deine Kollegen verantwortlich.

Richtig! Es kann ja passieren, dass ich mal ohnmächtig daliege. Dann sollen sie wissen, dass sie mich nur mit Handschuhen anfassen und nicht mit Blut in Berührung kommen dürfen. Das ist für mich sehr wichtig.

Hast du es gleich allen Kollegen erzählt?

Nein, erst mal nur meinem Chef und der Chefin. Die waren etwas verdutzt und sprachlos. Weil ich so mehr oder weniger der nette Sohn gewesen bin. Und dann haben sie mich halt gefragt, wie's übertragen werden kann und ob jetzt irgendwelche Gefahren in der Firma bestehen, durch Speichel oder so. Da hab ich sie erst mal aufgeklärt und ein Heft mitgebracht. Ich hab ihnen gesagt, wie es übertragen werden kann und dass sie da keine Angst zu haben brauchen. Sie sind relativ offen und ehrlich damit umgegangen, und ich habe offen geantwortet.

Und wie haben sie menschlich reagiert?

Sie haben mich hinterher lang gedrückt, die beiden, und das war schon ein schönes Gefühl. Dass ich eben nicht als Außenseiter dastehe, sondern dass sie wissen, ich bin HIV-positiv, ich habe Aids gehabt, ich bin jetzt in einer Therapie. Da ist jetzt noch ein engeres Band zwischen uns und es ist noch schöner als vorher. Wenn der Chef merkt, dass es mir nicht gut geht, sagt er jetzt immer: „Geh lieber nach Hause.“

Kommt es denn vor, dass es dir aufgrund der HIV-Infektion nicht

so gut geht und du deswegen früher nach Hause gehst?

Ja, das kann auch mal sein. Bei uns sind immer so Stoßzeiten im Frühjahr. Ich hab das ganze Jahr lang Fünfeinhalb-Tage-Wochen, und im Frühjahr ist natürlich die heftigste Saison bei uns, wo man eben von morgens um sieben bis teilweise abends um sieben oder acht arbeiten muss, und samstags den halben Tag. Dann bist du halt am Ende, bist geschlaucht! Ich hab auch momentan Probleme mit den Beinen, beim Laufen, beim Stehen, muss mich immer hinsetzen, weil mir die Gelenke wehtun. Das sind, glaube ich, Nebenwirkungen von den Medikamenten. Aber ich hab es ihnen gesagt, dass ich mich öfter hinsetzen muss, weil ich nicht lange stehen kann. Dann arbeite ich halt einen Vierteltag im Büro und geh dann wieder raus.

Wird das toleriert?

Ja, und wenn die Kollegen wissen, dass es mir nicht gut geht, dann nehmen sie mir Arbeit ab und versuchen, mich zu schonen. Das ist der HIV-Bonus. Den habe ich, weil die mit dem Thema nie konfrontiert wurden und eigentlich auch gar nicht wissen, wie der Verlauf so vor sich geht. HIV-positiv heißt ja nicht gleich, du hast Aids. Aber viele denken halt, ich habe

jetzt Aids, und kennen diesen Unterschied zwischen HIV und Aids gar nicht.² Ich habe zwar schon mal versucht, da aufzuklären, aber das bringt alles nichts. Das ist in den Köpfen drin, HIV ist gleichbedeutend mit Aids.

Und wie sieht dieser HIV-Bonus genau aus?

„Schöneres Heben“ zum Beispiel (*lacht*): Wenn es darum geht, irgendwelche schweren Pflanzen anzuheben, springen sie gleich aus dem Büro raus und helfen mir dabei! Oder bei Regenwetter heißt es: „Du bleib mal im Büro drinnen!“ Und auch bei anderen Sachen, so Kleinigkeiten. Wie zum Beispiel auch mit meiner Schrift. Ich habe durch die Toxoplasmose das Schreiben ein bisschen ... nicht verloren, aber ich schreibe sehr undeutlich. Und wenn ich jetzt irgendeinen Lieferschein schreiben muss, springt sofort die Sekretärin auf und sagt: „Lass mich lieber schreiben, das kann sonst eh keiner lesen.“

Noch mal zurück zu deinem positiven Coming-out: Wie hast du es deinen Kollegen erzählt?

Das war ein halbes Jahr nach der Offenbarung bei meinem Chef, als während der Mittagspause endlich mal kurz alle zusammen waren. Da hab ich im Brotzeitraum um Ruhe gebeten und erzählt, dass die Krankheit, wegen der ich dreimal ausgefallen war, eine Toxoplasmose war, und dass jeder Mensch den Virus hat, der aber nur bei immunschwachen Leuten ausbricht. Und ich hab gesagt, dass ich HIV-positiv bin. Da war dann erst mal Totenstille. Das mit dem Schwulsein, das wussten alle schon. Aber dass jetzt diese Krankheit dazu kommt ... Die meisten sind halt heterosexuell.

Wann war denn das?

Das war 1996, 1997 oder so.

Und wie haben die Kollegen dann im Alltag reagiert?

Am Anfang haben sie mich gefragt, ob sie mich anfassen können und wie die Krankheit übertragen wird. Es war das gleiche Prozedere wie beim Chef und der Chefin, und ich hatte auch wieder Informationslektüre mitgebracht und ausgelegt.

Und wie war das menschlich?

Das ging so. Die erste Woche war irgendwie so ein bisschen auf Distanz, weil sie nicht wussten, wie sie mich

behandeln sollten. Ob sie mich jetzt mit Samthandschuhen anfassen sollen oder ob sie mir die Hand geben und mich in den Arm nehmen können. Und ob sie mir helfen sollen, so wie bei 'nem Behinderten, der über die Straße möchte. Soll ich ihm helfen? Soll ich ihm nicht helfen? Genauso haben sie mich auch irgendwie behandelt. Es war ein ganz anderer Umgang mit mir. Aber dann hat sich langsam ein positiver Umgang entwickelt, und mittlerweile ist es wieder ein ganz normaler Umgang. Nur, dass ich halt hin und wieder mal nicht da bin, weil ich einen Bluttest machen muss.

Wie bist du auf die Idee gekommen, dich in dieser Mittagspausen-Versammlung zu outen?

Ich hab's lange geplant und wochenlang vor mir hergeschoben, hab den Zeitpunkt abgewartet, dass mal alle da sind. Dass nicht einer nicht da ist und dann von einem Dritten erfährt, was Sache ist. Und dann hab ich mir mehr oder weniger in den Hintern getreten, habe mich vorn hingestellt und gesagt, wie es ist. Ja, ich hab zwei Wochen im Voraus geplant. Ich hab auch die Info-Sachen schon Wochen vorher dabei gehabt. Ich brauch aber immer so 'nen gewissen Zeitpunkt, wo ich dann auch innerlich dazu bereit bin. Ich konnte es nicht sagen, wenn ir-

gendwie schlechte Stimmung in der Firma war oder Regenwetter und alle mies drauf waren. Du musst einen Zeitpunkt abwarten, wo du in relativ ausgeglichener Stimmung bist. Und du kannst sowas auch nicht sagen, wenn es dir selbst schlecht geht, wenn du mit dem falschen Fuß aufgestanden bist. Dann bin ich den ganzen Tag grantig, dann kann ich's nicht rüberbringen. Ich brauchte so einen Tag, wo alles zusammenpasste, und dann war der Tag halt da.

Und wie ging's dir, nachdem du es den Kollegen erzählt hattest?

Als ich es dann gesagt habe, war das so 'ne Offenbarung. Da war der Druck weg, da konnte ich den Leuten wesentlich entspannter ins Auge sehen. Die wussten ja nichts, auch nicht, warum ich fast vier Monate gefehlt hatte. Die wussten auch nicht, warum ich immer mal 'nen halben Tag zum Arzt musste, und die haben natürlich auch irgendwann mal nachgefragt. Und dann musste ich ... – ich mag nicht lügen. Ich mag keine Ausflüchte. Ich mag die Fakten auf den Tisch legen. Ich bin so ein Mensch, der legt die Fakten auf den Tisch. Wenn mich jemand fragt, dann antworte ich offen und ehrlich. Wenn keiner fragt, dann sag ich's halt nicht. Aber in dem Fall, weil's eben ein Familienbetrieb ist, weil's ein Nehmen und ein Geben und

² Von Aids spricht man erst, wenn bestimmte schwere Erkrankungen auftreten. Heute lässt sich eine HIV-Infektion in den meisten Fällen mit Medikamenten in Schach halten. Eine Aids-Erkrankung lässt sich so verhindern.

eine große Familie ist, bin ich dazu verpflichtet, das zu sagen. Mir gegenüber bin ich dazu verpflichtet gewesen, um diesen inneren Druck weg zu haben, den ich hatte.

Kann es sein, dass du hohe Ansprüche an dich hast?

Ja, kann sein. Das hat sich durch HIV verstärkt. Als ich nach dem Zusammenbruch im Krankenhaus gelegen habe, da hab ich über mein Leben nachgedacht und mir geschworen, dass ich das Leben nicht mehr so lebe wie vorher: nur ackern, ackern und am Abend ins Bett fallen. Ich wollte bewusster leben, bewusst jeden Tag genießen und den Tag auch mit anderen Augen sehen. Nicht nur die Arbeit, sondern die Arbeit in Verbindung mit dem Privatleben, mit dem ganzen Drumherum, mit den Arbeitskollegen. Ich hab damals einen Freund gehabt, als ich die Diagnose bekommen habe. Der hat mir sehr zur Seite gestanden, war jeden Tag da. Und letztendlich: Ich lebe jetzt. Ich leb mein Leben nach dem Motto, dass ich mich von dem Virus nicht unterkriegen lasse, dass ich das Virus bekämpfe. Das ist so mein Lebensmotto. Ich bin ein Mensch, der kämpft, vom ersten Tag an. Und die HIV-Infektion hat mir noch einen Tritt mehr gegeben. Seit ich 'nen neuen Freund habe, kann ich wieder mit voller Kraft in

den Job gehen. Ich bin jetzt so gut drauf, dass die Leute das auch alle merken. Ja, das passt eigentlich alles: Arbeit, Privatleben. Und das Virus ist gar nicht da. Das ist zwar jeden Tag da, weil ich ja die Tabletten nehmen muss. Aber die Tabletten gehören schon so zum Leben dazu, dass ich sie gar nicht mehr wahrnehme.

Nimmst du die Tabletten auf der Arbeit oder zu Hause?

Ich nehm sie zu Hause, morgens und abends. Früher hab ich 23 Tabletten am Tag nehmen müssen, viermal am Tag. Das war dann auch bei der Arbeit. Ich hatte immer so eine Schachtel dabei. Die Tabletten waren auch so ein Grund, warum ich mich outen wollte. Verheimlichen ist ein bisschen blöd. Und dann hab ich's manchmal auch vergessen, weil ich's eben verheimlichen musste und dann nicht dran gedacht habe. Aber das alles ist jetzt ja vorbei.

Du fühlst dich also nicht eingeschränkt durch deine Infektion?

Hmm, manchmal schon. Zum Beispiel in Situationen, wo sehr viel zu tun ist. Dann habe ich ein schlechtes Gewissen, wenn ich einen halben Tag fehle. Auch wenn der Chef sagt: „Es ist drei Monate ohne dich gegangen, es geht auch den halben Tag ohne dich.“ Aber ich fühle mich halt immer verantwort-

lich für Sachen, die ich mache. Ich arbeite immer so, als ob mir die Firma gehören würde. Ich hab dann manchmal schon das Gefühl, dass ich meine Kollegen hängen lasse. Aber das ist auch Blödsinn. Wenn ich die Kontrolltermine nicht wahrnehme und dann das HIV-Ding wieder durchbricht, dann haben sie auch nichts davon.

Wer hat denn eigentlich insgesamt die Kontrolle darüber, wie das bei der Arbeit mit HIV und dir läuft? Steuerst du das oder machen das der Arbeitgeber und die Kollegen?

Eigentlich ist das ein Gleichgewicht. Manchmal kontrolliere ich das, auch durch meine Verfassung. Wenn ich mich nicht gut fühle, dann bringe ich es rüber: „Ich fühle mich nicht gut, entlastet mich ein bisschen.“ Ich bin zwar nicht am Jammern, aber man sieht es mir an. Ich bin normalerweise so ein Sonnenschein, der immer lächelt. Wenn ich mal einen Tag dabei habe, wo's mir nicht so gut geht, dann merken die Leute es. Und wenn ich gut drauf bin, versuche ich die Leute zu entlasten. Wenn's mir gut geht, dann denkt auch keiner dran, dass ich HIV-positiv bin, dann bin ich eine ganz normale Arbeitskraft.

Bei dir ist offenbar alles gut gelaufen. Würdest du auch anderen

empfehlen, sich am Arbeitsplatz zu outen?

Das kommt drauf an. Wenn man in einer Fabrik arbeitet, wo man eine Nummer ist, dann würde ich's auf keinen Fall machen. Da geht es keinen was an. Aber wenn man in einem Familienbetrieb arbeitet, wo halt ein kleiner, enger Kreis zusammen ist – also, ich würde es jederzeit wieder machen. Ich hab eigentlich nur positive Erfahrungen gemacht, habe bis dato noch keine Ausgrenzung, noch keine Ablehnung und keine negativen Sprüche erlebt. Eher im Gegenteil. In meinem Betrieb gibt's sowas wie Diskriminierung überhaupt nicht. Auch wenn ein behinderter Mensch reinkommt, der wird nicht anders behandelt als einer, der – in Führungszeichen – „normal gewachsen“ ist. Und so ist das bei mir auch.

Interview: Christian Kranich